

DANIEL E. PALU

TOD IM ALTEN LAND

Kriminalroman

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: Wendy Stevenson/Arcangel.com
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer
Umsetzung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Carlos Westerkamp
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2020
ISBN 978-3-7408-0935-5
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die
Literaturagentur Bettina Querfurth, Frankfurt am Main.

In Erinnerung an
Werner Grobe und Carmelo D'Amico.

Ohne euch ist's weniger schön.

Die Realität ist noch viel härter als die wildeste Fiktion.

Hassan Blasim

Die Hölle ist leer, alle Teufel sind hier.

William Shakespeare

Montag

*Der Pessimist sieht in jeder Aufgabe ein Problem,
der Optimist in jedem Problem eine Aufgabe.*

Noch ehe er richtig wusste, wie ihm geschah, saß Gabriele Bertotti aufrecht im Bett. Sein Herz raste. Er suchte nach seinem Handy, konnte es jedoch nirgends finden. Folglich war der Vibrationsalarm noch nicht losgegangen, sonst hätte er ihn hören müssen.

Aus der Dunkelheit drang in Intervallen ein schrilles, aber gedämpftes Piepen zu ihm durch. Jetzt kam auch sein Gehirn auf Betriebstemperatur. Mit einem Satz katapultierte er sich aus dem Bett – und landete auf einem Gegenstand, der unter seinem Gewicht nachgab. Nur dank eines abenteuerlichen Balanceaktes konnte er einen Sturz gerade noch vermeiden.

»Was zum ...?«

Seine Stimme hallte von den Wänden wider. Er tastete nach einem Lichtschalter und fand ihn schließlich. Eine nackte Glühbirne baumelte von der Decke, das Licht brannte ihm auf der Netzhaut. Bertotti stöhnte auf und schloss die Augen. Als er sie wieder öffnete, fiel sein Blick auf Kartons, die sich teilweise bis unter die Decke stapelten – und ihm beim Sprung aus dem Bett im Weg gestanden hatten. Mit der flachen Hand schlug er sich an die Stirn. Er hastete barfuß auf der Suche nach dem piependen Unruhestifter durch die drei Zimmer seiner vollkommen kahlen Behausung. Der Lärm kam nicht aus seinen Räumen. Bertotti spürte eine unbekannt Panik in sich aufsteigen. So klang doch nur ein Feuermelder, der es ernst meinte. Er schnappte sich sein Smartphone und die beiden Wohnungsschlüssel, die auf einer Umzugskiste neben der Eingangstür lagen. Nur mit Boxershorts am Leib eilte er barfuß aus dem Haus, in das er keine zwölf Stunden zuvor eingezogen war.

Halb rannte, halb stürzte er über den frisch auf fünf Zentimeter gekürzten Rasen die zwanzig Schritte zur benachbarten Haustür und hielt nach Anzeichen eines Brandes Ausschau.

Dass er auf den ersten Blick keine entdecken konnte, wertete er als gutes Zeichen.

Als er aufschloss, sah er seinen Vater im braun karierten Baumwoll-Pyjama im Flur auf einer Trittleiter stehen. Mit ausgestrecktem Arm angelte Alfio auf Zehenspitzen nach dem Feuermelder.

»Accidenti, warum ängte das Scheißdinge auk so weit obe? Porca miseria!«, rief er gegen das ohrenbetäubende Piepen an. Als ob er wirklich glaubte, dass sich der Apparat durch Beleidigungen dazu bewegen ließe, ihm ein Stück entgegenzukommen. Dabei versuchte er, mit kleinen Hüpfen an sein Ziel zu gelangen, doch der durch Unmengen Pizza, Pasta und Sal-siccia-Würste wohlgenährte Bauch zog ihn wieder Richtung Erde, kaum dass er abgehoben hatte.

Um Alfios Füße wuselte dessen noch kleinere Ehefrau Carmela. Das geblünte Nachthemd schlackerte um ihre schlanken Gliedmaßen. Wie die meisten ihrer Kleidungsstücke war wohl auch dieses aus der Kinderabteilung, mutmaßte Berlotti.

Da der Flur klein und eng war, rempelte Carmela jedes Mal die Trittleiter an, wenn sie sich mit schnellen Trippelschritten daran vorbeiquetschte, was Alfios Bemühungen zusätzlich erschwerte. Dabei warf sie die Arme in die Luft, nur um sie anschließend abwechselnd über dem lichten, schwarz gefärbten Haar oder vor dem Gesicht zusammenzuschlagen. Das aufgebraute Murmeln seiner Mutter identifizierte Berlotti nach einigen Sekunden als aneinandergereihte Ave Marias, an deren Ende sie lautstark wahlweise ein »Oh, Dio mio!« oder auch »Gesù bambino, warum?« ausrief.

Von den visuellen und akustischen Reizen vorübergehend lahmgelegt, schlug sich allmählich der Geruchssinn bei Berlotti Bahn. Und der verhieß ebenfalls nichts Gutes. Berlotti schloss die Augen, strich sich mit der Hand durch seine widerspenstigen Locken, atmete tief durch und machte sich bemerkbar.

»Babbo, komm da bitte runter. Sag mir, wo ich einen Besen finde, damit ich endlich diesen Lärm abschalten kann. Und warum in drei Teufels Namen riecht es hier, als würden gerade

fünfzig Priester weihrauchschwenkend durch euer Wohnzimmer marschieren?«

Die Antwort ging im Klingeln seines Mobiltelefons unter. Auch das noch! Er nahm unwirsch ab.

»Ja?«

»Kriminalkommissarin Katharina Meinhold, Ihre neue Kollegin. Freut mich!«

Berlotti hielt sich mit der freien Hand ein Ohr zu. »Ja?«

»Ja, hier auch ja. Stör ich, Herr Hauptkommissar?«

»Ich bin noch nicht offiziell ... Ich bin mitten in einem ...«
Ja, was eigentlich? Er warf einen Blick auf seinen verzweifelten Vater und die zeternde Mutter und schloss sich mit einem Seufzer im Badezimmer ein.

»So, jetzt«, begann er das Gespräch von Neuem.

»Ich wollte Sie nicht an Ihrem ersten Arbeitstag so früh stören.« Die Stimme der Kollegin in der Leitung klang entschuldigend. »Aber es ist noch niemand im Büro, und eben wurde ein Toter gemeldet.«

Berlotti stöhnte innerlich auf, das ging ja gut los. »Ich muss um halb neun bei der Polizeipräsidentin antreten.« Er unterbrach sich. Was war mit ihm los? Erst stammelte er herum, dann verweigerte er seiner neuen Kollegin die Zusammenarbeit? Er musste schleunigst die Situation wieder in den Griff bekommen. »Aber das muss dann wohl warten. Schicken Sie mir die Adresse? Ich fahre sofort los, sobald ich hier ... ähm ... fertig bin.«

Eine knappe halbe Stunde später lenkte er seinen dunkelgrauen Fiat 500 Cabrio aus der Einfahrt. Ja, er fuhr Fiat. Und er liebte es. Auch wenn ihm der Spott der Kollegen sicher war. Er war diesem Wagen verfallen, obwohl er mit Autos ansonsten nichts am Hut hatte. Klein, geschmeidig, und entgegen der weitläufigen Meinung hatte er ihn bislang nie im Stich gelassen. Die Sonderedition mit der italienischen Flagge, die sich einmal rund um den Wagen zog, war eine der wenigen Extravaganzen, die er sich gönnte. Und so ziemlich der einzige Bezug zu seiner

Herkunft. Er fühlte sich weder als Deutscher noch als Italiener, am ehesten noch als Norddeutscher. Aber irgendetwas Nostalgisches hatte dieses winzige Auto mit der Tricolore in ihm ausgelöst, sodass er einfach nicht hatte widerstehen können.

Obwohl die Sonne an diesem Junimorgen zwischen den Obstbäumen und reetgedeckten Häusern bereits mit ihm flirtete, war es noch zu frisch, um das Cabrio mit offenem Verdeck zu fahren.

Während Berlotti auf die idyllische Straße zwischen sattgrünen Deichen und Apfelbaumspalieren Richtung Hamburg abbog, wütete in seinen Gedanken ein Orkan. Weihrauch anzuzünden, um böse Geister zu vertreiben – was für eine bescheuerte Idee! Alfio hatte am Telefon zwar angedeutet, dass seine Ehefrau allmählich etwas tüddelig werde, doch Berlotti hatte das anfangs kaum glauben wollen. Seine Mutter mit ihrem leicht gebeugten Gang mochte vielleicht gebrechlich wirken. Aber Berlotti kannte die physische Stärke Carmelas. Sie hatte bisher noch jedes Gürkenglas und jede Wasserflasche aufgedreht, an denen gestandene Männer gescheitert waren, die halb so alt und doppelt so fit aussahen wie sie. Ihre Kraft ging einher mit einer enormen Willensstärke. Berlottis Ex-Frau hatte einmal über sie gesagt: »Sie ist fleißig wie ein ganzer Bienenstaat, hartnäckig wie ein Mafiaboss und hat einen Hang zur Theatralik wie Scarlett O’Hara.« Eine gelungene Charakterisierung, das musste Berlotti zugeben, wenn sie auch sonst selten einer Meinung gewesen waren. Doch an diesem Morgen hatte sich gezeigt, dass »tüddelig« noch untertrieben gewesen war.

In der Ferne tauchten dampfende Schlotte als Vorboten des Hamburger Hafens auf. Das Tor zur Welt winkte ihm mit den Flügeln der Windkraftanlagen zu. Als er auf die elegant geschwungene Fahrbahn der Köhlbrandbrücke einbog, traf ihn die Erkenntnis, dass sich die ohnehin fundamentalistische Frömmigkeit seiner Mutter in Kombination mit einer beginnenden Demenz zu einer regelrechten Manie gesteigert hatte.

Er war sich nicht sicher, was überwog: die Sorge um seine

Eltern, der Schreck über die Ereignisse des frühen Morgens oder die aufkommenden Zweifel, ob seine Rückkehr ins Alte Land eine gute Idee gewesen war. Ohne Frage genoss er den Blick auf die Apfelbaumreihen hinter ihrem Grundstück, die von seiner Wohnung im ersten Stock aus nahezu endlos erschienen. Als Kind hatte er gemeinsam mit Fiete, dessen Vater der Apfelhof direkt neben ihnen gehörte, dort ganze Sommer lang Verstecken gespielt. Jahre später drückte ihm Nele aus der Parallelklasse hinter einem Baum in der sechsten oder siebten Reihe seinen allerersten Kuss auf. Allerdings mit derart viel Enthusiasmus, dass ihre Zähne aufeinanderprallten und er noch Tage später glaubte, sein Frontzahn wackele und würde demnächst ausfallen. Kostbare Erinnerungen, auch wenn sie die düsteren Ereignisse um seine Schwester niemals aufwiegen konnten.

Andererseits bezweifelte er seit diesem Morgen, dass sich die Beförderung in eine neue Dienststelle und ein Mord am ersten Tag gut vertrugen mit der Aufmerksamkeit, die Carmela fortan wohl nötig haben würde.

»Das Ziel befindet sich in fünfzig Metern auf der rechten Seite.« Die Navi-Funktion des Smartphones beendete seine Grübeleien. Berlotti parkte und ging die letzten Schritte über den Mittelweg im schicken Ortsteil Pöseldorf, den die Hamburger auch als »Schnöseldorf« bezeichneten. Arbeit war immer noch die beste Ablenkung!

Beim Anblick des mintgrün gestrichenen Hauses gab er sich keiner Illusion hin. Nach außen strahlte der vierstöckige Bau hanseatische Zurückhaltung aus. Doch Berlotti konnte das Geld förmlich riechen. Die Villen der Frankfurter Zuhälter, in denen Berlotti in den letzten Jahren ermittelt hatte, wurden von bronzenfarbenen Löwen bewacht oder strotzten vor Blattgold und Marmor. Hamburg hingegen war wohlhabend, zeigte es aber nicht.

Die Wohnungstür im zweiten Stock stand offen, und wie üblich ging es zu wie in einem Bienenstock. Statt Pollen verteilten die Kollegen der Spurensicherung ihr Rußpulver an Schränken

und Türklinken. Eine brünette Frau Anfang dreißig kam auf ihn zu. Sie hatte die gazellenhafte Gestalt einer Langstreckenläuferin. Die Ärmel ihres dunklen Blazers hatte sie etwas hochgekrempt, was ebenso dynamisch wirkte wie ihr federnder Gang. Sie trug schwarze Sneaker mit weißer Sohle unter der ausgewaschenen Jeans und bedachte ihn mit einem herzlichen Lächeln.

»Katharina Meinhold. Sie müssen mein neuer Chef sein?« Sie lächelte ihn erwartungsvoll an.

»Sobald ich meinen Antrittsbesuch bei der Polizeipräsidentin nachgeholt habe und sie es sich nicht noch anders überlegt«, sagte er und erwiderte ihren festen Händedruck. Ihm fielen die Sommersprossen in ihrem Gesicht auf, die im Gegensatz zu ihren dunkelbraunen Locken standen. Ihr Make-up war dezent, betonte aber ihre blauen Augen, die nicht blass und dunkel waren wie die Farbe eines Zwanzig-Euro-Scheins, sondern leuchtend hell wie die Blaue Grotte der Insel Capri. Sie erinnerten ihn an jemanden, und er brauchte einige Sekunden, um erschrocken festzustellen, dass sie den Augen seiner Ex-Frau ziemlich ähnlich waren, die ihn seit jeher fasziniert hatten. Nur dass der Blick seiner neuen Kollegin deutlich weniger kühl und abweisend war als der seiner Ex-Frau seit ihrer Trennung, sondern freundlich und zugleich hellwach.

»Das Opfer, Wolfgang Scherff, ist ... war Journalist und Leiter der Hamburger Journalistenschule. Ihm wurde der Kopf eingeschlagen«, sagte sie, während sie ihn durch den lang gezogenen Flur bis zu dessen Ende führte.

Im Wohnzimmer stand ein massiger Mann mit Glatze und bellte mehreren Mitarbeitern Anweisungen zu.

»Was wollen Sie hier? Das ist ein Tatort!«

»Berlotti, Hauptkommissar. Wenn überhaupt, ist das *mein* Tatort.« Diese Spielchen kannte Berlotti aus Frankfurt. Und auch hier hatte er nicht vor, sich aus der Ruhe bringen zu lassen.

»Berlotti? Mir wurde eine Gabriele versprochen. Da hatte ich auf jemanden mit mehr Rundungen und Oberweite gehofft.« Der Mann grinste anzüglich.

»Tut mir leid, Sie an meinem ersten Arbeitstag enttäuschen zu müssen. Gibt es schon DNA-Spuren?«

»Noch zu früh. Und bis es so weit ist, bringen Sie mir nichts durcheinander!«

Berlotti sah ihn ausdruckslos an. Mit seinen weißen, buschigen Augenbrauen erinnerte ihn der Mann an Meister Proper. Nur dass der seine Mitmenschen nicht anblaffte.

In diesem Moment tauchten zwei Männer in weißen Schutzanzügen mit einem schwarzen Leichensack auf einer Trage vor ihm auf. Aber er hatte nicht vor, die Tür freizugeben.

»Sie glauben doch nicht, dass Sie mit der Leiche an mir vorbeispazieren können, ohne dass ich einen Blick darauf geworfen habe?«

»Mmpfm hurrullu!« Die gedämpfte Antwort des hilflos mit den Achseln zuckenden Kollegen hätte ebenso gut Asiatisch oder Afrikaans sein können. Als der Mann merkte, dass der Ermittler aufgrund seines Mundschutzes offenbar kein Wort verstand, sah er hilflos seinen Chef an. Der zögerte, rang sich aber schließlich ein knappes Nicken ab, und Berlotti öffnete den Reißverschluss. Ein unangenehm penetrantes Aroma schlug ihm entgegen. Der Geruch eines Toten war mit nichts anderem zu vergleichen. Nur der Tod roch wie der Tod. Und wer ihn einmal gerochen hatte, wurde ihn nie wieder los.

Auf den ersten Blick wirkte Wolfgang Scherff unversehrt, der weiße Dreitagebart leuchtete beinahe im sonnengebräunten Gesicht. Wenn Augen tatsächlich das Fenster zur Seele waren, dann war Scherff alles Charakteristische abhandengekommen. Sein Blick war kalt und nichtssagend. Was er wohl in seinem letzten Augenblick gesehen haben mochte? Berlotti ging in die Hocke und bemerkte, dass dem Journalisten grauweiße Hirnmasse aus dem Hinterkopf quoll. Der metallische Geruch von Blut kitzelte ihn in der Nase.

»Genug geguckt?« Meister Proper trat neben ihn. »Übrigens: interessantes Parfüm.«

Berlotti spürte, wie er rot wurde, was ihn ärgerte. Hätte er die beweihräucherte Wohnung seiner Eltern nach dem Duschen

gemieden, müsste er an seinem ersten Arbeitstag nicht als Ränderstübchen durch die Gegend laufen. Er richtete sich auf. »Ihr Name?«

»Brehm, Uwe Brehm, Leiter der Spurensicherung. Und wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich meiner Funktion jetzt gern weiter gerecht werden.«

Berlotti schloss den Leichensack, trat zur Seite, sodass die Männer mit der Trage passieren konnten, und sah sich um. Die Einrichtung war geschmackvoll, wenn auch etwas unterkühlt: Ledersofa, Regale, der Flokati unter dem großen Glas-Esstisch in makellosem Weiß sahen unbenutzt aus. Auf dem Parkettfußboden, wo Scherff gelegen haben musste, war ein großer dunkler Fleck. Das Opfer hatte viel Blut verloren.

Da der Tatort noch nicht freigegeben war, nahm er sich zunächst das Arbeitszimmer vor, das durch eine Flügeltür zu erreichen war. Deckenhohe Regale voller Bücher füllten eine komplette Wand. Abgesehen von einem Foto in einem Messingrahmen, das Scherff und eine etwa gleichaltrige Frau vor dem Eiffelturm zeigte, gab es keine weiteren Bilder, die Rückschlüsse auf sein Familienleben zuließen. Auf dem Schreibtisch lagen aufgeschlagen mehrere Zeitschriften und Tageszeitungen. In einer Programmzeitschrift waren Sendungen mit Textmarkern verschiedenfarbig hervorgehoben und mit einem X oder einem A markiert. Berlotti fragte sich, welcher gebildete Mensch seinen Tag am Fernsehprogramm entlang strukturierte. Dann dämmerte ihm, dass Scherff vermutlich aus beruflichen Gründen Reportagen und Polit-Talkshows aufzeichnete.

»Scheint gut beschäftigt gewesen zu sein«, sagte Berlotti, nachdem er einige Artikel überflogen hatte, unter denen der Name des Opfers stand. »Viele Leitartikel.«

Katharina Meinhold trat neben ihn und strich mit einem schlanken Zeigefinger über eine der fetten Überschriften. »Ich habe Scherff vorhin gegoogelt. 'ne echte Edelfeder. Der weiß gar nicht wohin mit den ganzen Preisen.«

Berlotti sah sich um und verharrte schließlich vor einem

Bücherregal. Meinhold stellte sich neben ihn und blickte ihn fragend an.

»Haben Sie die Tatwaffe gefunden?«, rief er ins Nebenzimmer.

Aufreizend lange geschah nichts, bis schließlich Brehm in der Tür erschien und ein Kopfschütteln andeutete. Berlotti zeigte auf eine Stelle im Regal.

»Womit auch immer Scherff erschlagen wurde, könnte hier gestanden haben.«

»Wie kommen Sie darauf?«, erkundigte sich Brehm widerwillig, kam aber näher.

»Das Arbeitszimmer wurde seit Wochen nicht sauber gemacht, alles ist von einer Staubschicht bedeckt. Nur dieses Rechteck hier ist staubfrei.« Er wies auf die Stelle, ohne sie zu berühren. »Wer hat denn die Polizei benachrichtigt? Scherffs Ehefrau?«

»Soweit ich weiß, ein Nachbar aus der anderen Wohnung auf dieser Etage: Karl Renke«, antwortete Meinhold.

»Dann sollte ich mich mal mit ihm unterhalten. Befragen Sie die übrigen Nachbarn? Und versuchen Sie, Frau Scherff zu finden!«

Während Berlotti in den Hausflur trat, überkam ihn das Gefühl, etwas Wichtiges übersehen zu haben. Er konnte förmlich spüren, dass etwas nicht ins Bild passte. Hoffentlich konnte er sich auch dieses Mal darauf verlassen, dass ihm früher oder später einfallen würde, was es war.

Berlotti klopfte an die gegenüberliegende Tür. Einige Zeit geschah nichts. Dann hörte er einen Panzerriegel. Als Nächstes klapperte ein Metallbund gegen den Türrahmen, ehe im Zeitlupentempo ein Schlüssel im Schloss gedreht wurde. Als sich die Tür endlich öffnete, versperrte eine Kette den Zugang zur Wohnung. Renke wohnte in einer einbruchsicheren Festung.

»Herr Renke? Hauptkommissar Berlotti. Sie haben die Polizei gerufen. Ich würde mich gern mit Ihnen unterhalten.«

Kommentarlos wurde die Tür geschlossen, umständlich die

Kette zur Seite geschoben und wieder geöffnet. Renke musste Ende siebzig sein. Sein schlohweißes Haar war ordentlich zu einem Seitenscheitel gekämmt. Er trug einen marinefarbenen Altherren-Jogginganzug mit weinroten Strickeinsätzen. Berlotti kannte dieses unansehnliche Modell von seinem Vater. Ein freundlicher Opa ist genau der richtige Einstand, dachte Berlotti zuversichtlich. Als der Mann durch den Flur vor ihm herschlurfte, blieb Berlottis Blick an dessen Hausschuhen hängen: braune Plüschpantoffeln in Form einer Bulldogge mit hängenden Ohren und Lefzen. Entweder hatte der Mann Humor oder einen Sprung in der Schüssel.

Er folgte Renke in eine kleine Küche am Ende des langen Flurs. Sie war erstaunlich geschmackvoll eingerichtet, mit einer weißen Regalfront und modernen Elektrogeräten. Schon im Flur waren ihm die großen, gerahmten Fotografien aufgefallen. Sein Zeuge setzte sich mit einem Ächzen auf einen der bunten Schulstühle, die zu Küchensitzmöbeln umfunktioniert worden waren, und sah den Besucher erwartungsvoll an.

»Warum haben Sie die Polizei gerufen, Herr Renke?« Berlotti sprach betont laut und deutlich.

»Ich sehe vielleicht nicht so aus, aber ich höre und sehe noch ausgezeichnet«, sagte Renke. »Deshalb habe ich auch gehört, dass gegenüber die Tür mit einem lauten Knall zufiel und dann Turnschuhe auf der Marmortreppe gequietscht haben.«

»Sie haben Turnschuhe quietschen hören?«, wiederholte Berlotti.

»Hundertpro. Der Mann hatte es eilig, aus dem Haus zu kommen, und ist die Treppen hinuntergestürzt. Dabei haben seine Turnschuhe gequietscht.«

»Ein Mann?«, echote Berlotti. Warum wiederholte er immerzu alles?

»Ich bin nicht gut zu Fuß und hätte es nicht mehr zum Türspion geschafft. Deshalb habe ich aus dem Küchenfenster geschaut.« Renke zeigte auf das Fenster hinter sich.

Berlotti stand auf und sah zwei Stockwerke tiefer den Polizisten, der den Hauseingang absicherte.

»Um wie viel Uhr war das?«

»So Viertel nach sechs oder so.«

»Und wie sah er aus?«

»Ich konnte sein Gesicht kaum sehen, er trug eine Kapuze.«

»Warum glauben Sie dann, dass es ein Mann war?«

Renke zuckte mit den Achseln. Er schien eine Vermutung äußern zu wollen, blieb die Antwort aber schuldig.

»Konnten Sie erkennen, ob er groß oder klein war, stämmig oder schlank?«

Renke schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, ich kann Ihnen da keine große Hilfe sein. Aber er hatte einen Rucksack über einer Schulter hängen.«

»Woher wussten Sie denn, dass nebenan ein Verbrechen passiert ist?«

»Das wusste ich doch gar nicht!« Berlottis Fragen schienen ihn aufzuregen.

»Aber Sie haben doch die Polizei informiert!« Mein Gott, war das mühselig. Von wegen freundlicher Opa als Einstand, so konnte man sich täuschen.

»Das habe ich Ihnen doch schon erzählt!« Renke schloss flüchtig die Augen und atmete tief durch. Dann schaute er Berlotti trotzig an. »Ich hörte die Tür von dem Scherff lautstark zuknallen, was schon strange genug ist. Denn so früh rührt sich sonst nie was im Haus. Und dann rannte jemand quietschend die Treppe runter. Das konnte unmöglich der Scherff sein, der trägt nie Turnschuhe. Hatte ich ja auch recht mit, nachdem ich aus dem Fenster gesehen habe.«

»Und weil Ihnen das *strange* vorkam, haben Sie die Polizei benachrichtigt?«

»Ich bin doch nicht debil und rufe sofort die Polizei, nur weil ein Nachbar mal Besuch hatte.« Renke bedachte Berlotti mit einem spöttischen Lächeln. »Ich bin rüber zu Scherff und habe geklingelt. Als der nicht reagiert hat, habe ich geklopft und gerufen und dann in meinem greisen Hirn eins und eins zusammengezählt.«

»Das war sehr umsichtig von Ihnen.«

Renke hatte seine Beine inzwischen übereinandergeschlagen. Berlotti versuchte, nicht auf die merkwürdigen Hausschuhe zu schauen.

»Können Sie abschätzen, wie lange der Besucher bei Scherff gewesen ist?«

»Wie gesagt, ich habe ihn nicht kommen hören.«

Warum sagten die Leute eigentlich so oft »wie gesagt«, obwohl sie es zum ersten Mal erzählten?

»Keine quietschenden Turnschuhe?«

»Ich hatte den Plattenspieler laufen. Wenn ich frühstücke, höre ich Musik. Also, *richtige* Musik. Nicht das weichgespülte Zeug von heute. Uriah Heep! Die Stones! Die wilden Sechziger und Siebziger eben. Aber kennen Sie ja nicht, sind Sie zu jung für.«

Ein Rentner, der Tierhausschuhe trug, veralteten Jugendslang sprach und laut fünfzig Jahre alte Rockmusik hörte?

»Wohnen Sie hier allein?«

»Als meine Frau vor zwei Jahren gestorben ist, ist meine Enkelin dankenswerterweise bei mir eingezogen. Ich zahle die Miete, sie leistet mir Gesellschaft und hat mir auch die Wohnung cool eingerichtet. Studiert Jura, sauschlau. Letzte Nacht hat sie aber bei einer Freundin geknackt.«

Berlotti nickte, das erklärte die hipstermäßigen Möbel und das völlig unangebrachte Vokabular.

»Wie gut kennen Sie Wolfgang Scherff?«

»Nur aus'm Treppenhaus, grüßt immer nett. Anders als seine Frau, die hat einen Stock im Allerwertesten.« Renke zwinkerte Berlotti verschwörerisch zu.

»Wissen Sie, wo sich Frau Scherff derzeit aufhält?«

Der Alte hob unbestimmt die Schultern. »Keine Ahnung.« Dann stutzte er. Irgendetwas schien ihm eingefallen zu sein, doch er verwarf es wieder. Stattdessen platzte es plötzlich aus ihm heraus: »Wenn das nicht wieder die Rumänen waren, fresse ich einen Besen!« Seine Unterlippe zitterte vor Erregung. »Verdammtes Ausländerpack!«

Berlotti zog die Augenbrauen hoch. Ruhig sagte er: »Wer

teilt schon gern seinen Liegestuhl, den er morgens am Pool auf Mallorca reserviert hat, mit einem Ausländer?« Renke, der den Sarkasmus nicht erkannte, nickte frenetisch. Berlotti seufzte und beschloss widerstrebend, Renke nicht darüber zu belehren, dass in Hamburg nur jeder zehnte Wohnungseinbruchdiebstahl von Zuwanderern begangen wurde. »Hat hier denn schon mal jemand eingebrochen?«

Wieder nickte Renke eifrig. »Allein zweimal im letzten Jahr. Die Polizei meinte, dass bestimmt marodierende Rumänenbanden dahinterstecken.«

Berlotti bezweifelte, dass das der genaue Wortlaut der Kollegen gewesen war. Aber er musste zugeben, dass Renkes Theorie plausibel klang. Ein Dieb könnte bei Scherff eingebrochen sein und war davon überrascht worden, dass jemand zu Hause war. War die Auflösung wirklich so simpel? Er hatte die Erfahrung gemacht, dass nichts trügerischer war als das Offenkundige.

»Was ist denn genau passiert?«, fragte Renke. »Ist viel geklaut worden?«

Berlotti, der den Nachbarn ursprünglich einweihen wollte, hatte es sich anders überlegt. »Ich schicke Ihnen später noch einen Kollegen vorbei, der sich eine Personenbeschreibung bei Ihnen abholen wird. Mit etwas Glück bringen wir ja doch ein Phantombild zustande.« Berlotti erhob sich. »Und übrigens: Wer was gegen Ausländer hat, stellt sich gegen die ganze restliche Welt. Schönen Tag noch, Herr Renke. Ich finde allein zur Tür.«

Kopfschüttelnd trat er zurück in den Hausflur. Einerseits wirkte Karl Renke wie ein harmloser Opa mit dem einen oder anderen Spleen. Aber seine unbeherrschten Ausbrüche ließen Berlotti zweifeln.

In dem Moment kam ihm Katharina Meinhold telefonierend entgegen. Während er wartete, dass sie das Gespräch beendete, durchfuhr ihn ein Gedanke. Einem Impuls folgend, eilte er in Scherffs Arbeitszimmer. Er sah sich um, zog sich erst Einmalhandschuhe über, die er einem Spender im Nebenraum

entnahm, und dann sämtliche Schubladen des Schreibtisches auf. Auch in die braune Ledertasche, die daran lehnte, warf er einen Blick. Katharina Meinhold hatte ihr Telefonat beendet und wollte ihm gerade etwas erzählen, als er ihr mit dem Zeigefinger zu verstehen gab, dass das noch einen Augenblick warten müsse. Er ging zu Brehm, der sich eben die Handschuhe abstreifte.

»Einen PC, Laptop oder Ähnliches haben Sie wohl nicht gefunden?«

Der Leiter der Spurensicherung stutzte. »Nein, warum?«

»Wenn ein Journalist keinen Computer in der Wohnung hat, ist das schon merkwürdig, meinen Sie nicht?«

»Vielleicht im Büro gelassen«, wandte Katharina Meinhold ein.

»Das sollten wir klären. Und Scherffs Smartphone würde ich mir auch gern ansehen.«

»Das haben wir bislang auch noch nicht.«

Berlotti deutete auf den gepackten Koffer zu Brehms Füßen.

»Bislang?«

»In der Wohnung sind weder Laptop noch Smartphone. Außerdem bleiben die Kollegen noch hier und führen ihre Arbeit zu Ende.« Ohne ein weiteres Wort wandte er sich zur Tür.

»Gehen Sie von einem Einbruch aus, Herr Brehm?«

»Spekulationen überlasse ich Ihregleichen. Wir tragen Fakten zusammen. Aber: Nein, es gibt keine Spuren eines Einbruchs.«

»Wann sind Sie mit den Laboruntersuchungen fertig?«

»Heute Abend rufe ich Sie an, dann haben wir erste Ergebnisse.« Im nächsten Moment war Brehm verschwunden.

»Super, besten Dank!«, rief Berlotti ihm hinterher. Meinhold sah ihn erstaunt an. Er zuckte mit den Schultern. »Freundlichkeit ist die Kunst, dem Menschen mehr Zuneigung entgegenzubringen, als er verdient.«

Während Katharina Meinhold sich noch in der Nachbarschaft umhörte, fuhr Berlotti aufs Revier. Er wollte herausfinden, mit

wem Scherff in den letzten Stunden seines Lebens Kontakt gehabt hatte, dafür musste er die Mobilfunkdaten des Opfers anfordern. Und noch dringender: den Antrittsbesuch bei der Polizeipräsidentin nachholen. Falls die überhaupt noch Lust hatte, sich mit ihm abzugeben. Allerdings kam Berlotti nur schleppend voran, gefühlt jede Ampel stand auf Rot. Er beschloss, die Wartezeit sinnvoll zu nutzen, schob das Handy in die Halterung am Armaturenbrett, drückte aufs Mikrofon auf dem Startbildschirm und sagte betont deutlich: »Anruf Journalistenakademie Hamburg.« Er ließ sich von der Telefonzentrale mit dem Büro von Wolfgang Scherff verbinden und erkundigte sich bei dessen Sekretärin, die sich als Brigitte Radies vorstellte, über seine Termine für diesen Tag.

»Woher soll ich wissen, dass Sie wirklich von der Kripo sind? Das könnte ja jeder behaupten.«

»Da haben Sie allerdings recht.« Vorsicht war die Mutter der Weisheit und leider etwas aus der Mode gekommen. »Warum rufen Sie nicht bei der Kripo an und lassen sich meine Mobilnummer bestätigen?« Er hatte keine Ahnung, ob dort schon jemand mit seinem Namen etwas anfangen konnte, geschweige denn seine private Handynummer hatte, und hoffte, dass er damit durchkam.

»Nicht nötig, ich glaube Ihnen. Sicherheitshalber habe ich mir die Nummer von meinem Display abgeschrieben. Herr Scherff hat gestern spät abends auf Band gesprochen und sich für den Tag krankgemeldet. Seine wissenschaftlichen Hilfskräfte übernehmen die beiden Vorlesungen. Ist denn alles in Ordnung?«

»Ich melde mich später noch einmal ausführlich bei Ihnen, Frau Radies, versprochen. Aber ich muss dringend wissen, ob Ihr Chef einen Computer in seinem Büro hat.«

»Herr Scherff arbeitet mit einem Laptop, den er grundsätzlich bei sich hat.«

»Hat er ihn ausnahmsweise in seinem Büro gelassen?«

Brigitte Radies legte kurz den Hörer ab. Wenige Augenblicke später war sie wieder am Apparat. »Nein, kein Laptop hier.«

»Alles klar. Danke. Wie erreiche ich denn Frau Scherff am besten?«

»Gar nicht.«

»Wie bitte?«

»Frau Scherff befindet sich in einem buddhistischen Kloster in Indien. Und da sind technische Geräte generell verboten, weil die Strahlung die positive Energie stört.«

Ihm entging der hämische Unterton nicht.

»Sie wissen nicht zufällig den Namen dieses Klosters?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung.«

»Eine letzte Frage. Kennen Sie Herrn Scherffs Arbeitszimmer zu Hause?«

»Nein. Unser Kontakt ist rein beruflich, Herr Hauptkommissar.«

Sie klang jetzt ernsthaft besorgt, und Berlotti nahm sich vor, ihr später noch einen Besuch abzustatten. Er bedankte sich und wählte die Nummer seiner Kollegin.

»Frau Meinhold, würden Sie bitte in Scherffs Wohnung nach Unterlagen über indische Klöster suchen?«

Im Hintergrund hörte er Autos und einen Bus hupen. »Über was?«

»Indische Klöster. Alles Weitere im Kommissariat.«

Kurz darauf parkte Berlotti seinen Fiat in der Tiefgarage. Er war eine ganze Stunde zu spät für seinen Termin bei der Polizeipräsidentin. Als gebürtiger Italiener war er Scherze über die genetisch bedingte Unpünktlichkeit seiner Landsleute gewohnt, deshalb achtete er seit jeher darauf, nicht in die Klischeefalle zu tappen. Doch bei allen guten Vorsätzen kam eines immer wieder dazwischen: das Leben – oder die Arbeit, was in seinem Fall so ziemlich dasselbe war.

In einer Sache war er sich jedoch sicher: Wenn er sich vor seinem Antrittsbesuch nicht seinem noch sträflich vernachlässigten Koffeinhaushalt widmete, wäre sein erster Tag im Kommissariat zugleich sein letzter, denn ein schlafwandelnder Hauptkommissar dürfte ziemlich sicher untragbar sein. Also ein Espresso in

der Kantine. Er seufzte. Was Kaffee anging, konnte er sich in seinem Berufsstand leider keine Ansprüche leisten.

Während er auf den Fahrstuhl wartete, schweiften seine Gedanken ab: Rübke, ausgerechnet! Hatte er sich das wirklich gut überlegt, zurück in die Sechshundert-Seelen-Gemeinde im Südwesten Hamburgs zu ziehen? Und vor allem: zurück zu seinen Eltern. In die zweite Hälfte eines Doppelhauses, aus dem er sich vor mehr als zwanzig Jahren nur zu gern verabschiedet hatte. Seitdem besuchte er seine Eltern kaum öfter als zu den Feiertagen. Und auch das war in der Regel ein einziger Eiertanz, um in der kurzen Zeit des Zusammenseins möglichst keines der heiklen Themen loszutreten: Der Verlust seiner Schwester, seine misslungene Ehe, die Weigerung, noch einmal zu heiraten, seine Berufswahl und die seltenen Besuche in der Heimat waren nur einige Themen in einer endlos erscheinenden Aneinanderreihung von No-go-Areas in ihrem komplizierten Familiensystem.

Mit einem »Pling« öffnete sich die Fahrstuhltür. Berlotti stieg ein und drückte die Dreizehn. Von seinem Vorstellungsgespräch wusste er, dass die kleine, improvisierte Kantine der Hamburger Kripo im dreizehnten der vierundzwanzig Stockwerke lag. Er betrachtete sich im Spiegel der Aufzugskabine. Die dunklen Ränder unter seinen hellbraunen Augen ließen auf wenig Schlaf schließen, wovon auch seine hastige Rasur nicht ablenken konnte. Immerhin hatten sich seine mittellangen Locken zur Feier des Tages ausnahmsweise sorgfältig nach hinten kämmen lassen. Mit dem taillierten Feincordanzug hatte er einen Glücksgriff gelandet, er war bequem und saß gut. Obwohl Berlotti sich nicht als eitel bezeichnet hätte, freute er sich doch, dass man ihm seine zweiundvierzig Jahre nicht ansah.

Im Erdgeschoss hielt der Aufzug, und zwei Frauen in den Fünfigern traten plaudernd ein. Mitten in ihren Schilderungen über einen Musicalbesuch am Wochenende stutzte die jüngere der beiden.

»Es riecht so ... katholisch hier«, sagte sie und schnupperte wie ein Labrador, der Würstchen gewittert hatte.

Auch die Zweite begann, die Luft scharf durch die Nase zu ziehen. »Stimmt, wie in einer Kirche!«

Sie sahen Berlotti fragend an, der spürte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg, und froh war, als sich endlich die Türen wieder öffneten.

Nachdem er seinen Koffeinpegel annähernd auf Normalzustand gebracht hatte, stand Berlotti vor dem Schreibtisch der Sekretärin.

»Frau Beil telefoniert noch«, ließ ihn die junge Frau wissen, die ihn neugierig musterte. Ihre weiße Bluse war so weit aufgeknapft, dass sie die Sicht freigab auf ein üppiges Dekolleté.

Berlotti wandte schnell den Blick ab. Er wusste zu gut, wohin so etwas führen konnte. Obwohl er seine Scheidung nach nur achtzehn Monaten Ehe wie eine Befreiung empfand, hatte er anschließend nicht etwa eine Frau nach der anderen getroffen, sondern sich kopfüber und rund um die Uhr in die Arbeit gestürzt. Das brachte zwar eine rasante Karriere mit sich, für ein Einwandererkind allemal, sorgte aber auch dafür, dass er keine Zeit und Gelegenheit hatte, sich neu zu verlieben. Aufgrund seiner derart strukturierten Prioritätenliste standen die einzigen Frauen, die er kennenlernte, zwangsläufig in Verbindung mit seiner Arbeit. Gerade einmal zwei kürzere Affären waren in den vergangenen Jahren zu verzeichnen gewesen – zum einen mit einer Kollegin aus einer anderen Abteilung, zum anderen mit der trauernden Witwe eines portugiesischen Tapas-Ladenbesitzers, der sich ehrenhaft geweigert hatte, Schutzgeld zu zahlen. Nachdem missgünstige Kollegen versucht hatten, Berlotti deshalb Ärger zu machen, was ihnen beinahe gelungen wäre, hatte er sich geschworen, Hamburg als Neuanfang zu verstehen und seine Extremitäten in Berufsangelegenheiten künftig bei sich zu behalten.

Mit den Händen in den Hosentaschen drehte er sich demonstrativ zum Fenster. Der beste Blick über Hamburg. So war ihm die Aussicht aus dem Emporio Tower beschrieben worden, in dem das Polizeipräsidium übergangsweise beheimatet war, bis

das eigentliche Gebäude fertig saniert sein würde. Tatsächlich konnte er von hier über die Dächer der Stadt bis zur Außenalster sehen, auf der um diese Uhrzeit schon Segelboote trieben.

»Frau Beil wäre jetzt so weit«, teilte ihm die Sekretärin mit.

Er klopfte und hörte von der anderen Seite der Tür eine resolute Aufforderung, hereinzukommen.

Elvira Beil saß über eine Akte gebeugt an einem ausladenden Schreibtisch aus Glas. Ihre weißgrauen, schulterlangen Haare waren über einen perfekten Seitenscheitel schräg nach hinten geföhnt. In ihrem Rücken erstreckte sich hinter bodentiefen Fensterscheiben das Panorama der Stadt.

»Wenn Sie die Aussicht ausreichend genossen haben, dürfen Sie gern näher treten«, sagte sie in neutralem Tonfall, ohne zu grüßen. Ihre Stimme war tief und rau wie die einer Kettenraucherin.

Er setzte sich in einen mit schwarzem Leder bespannten Chromstuhl. Seine neue Vorgesetzte schätzte er auf Ende fünfzig. Ihm fielen die vertieften Linien um Mund und Augen auf. Lachfalten konnten das jedenfalls nicht sein. Berlotti mutmaßte, dass die Polizeipräsidentin in ihrer Position nicht viel zu grinsen hatte und allenfalls in ihrer rar gesäten Freizeit lächelte, wenn überhaupt.

»Ich habe eine Stimmbandentzündung, falls Sie sich wundern sollten«, sagte sie und sah ihn über den Rand ihrer Lesebrille an, ehe sie sie abnahm.

Berlotti deutete ein Nicken an.

»Ein Hauptkommissar mit italienischen Wurzeln«, sagte Elvira Beil. Ihr Blick, der noch auf ihm ruhte, schien für einen kurzen Moment etwas weicher geworden zu sein. »Sie haben eine bemerkenswerte Quote an aufgeklärten Fällen vorzuweisen. Verraten Sie mir das Geheimnis Ihres Erfolges?«

Berlotti hätte von seiner Vernehmungstechnik erzählen können, von seinem unabdingbaren Willen, die ihm anvertrauten Fälle zu lösen, von seiner Fähigkeit, sich in Ermittlungen so fest zu verbeißen, bis die Wahrheit aus ihnen hervorquoll wie die saure Füllung eines Center-Shock-Kaugummis. All das hatte

ihm die beste Aufklärungsquote des Bundeslandes Hessen eingebracht. Doch er ging davon aus, dass die Polizeipräsidentin davon längst wusste, und sagte: »Nur wer sein Ziel kennt, findet seinen Weg.«

Beil hob die Augenbrauen. »Man hat mich vor Ihren Aphorismen gewarnt.«

Überrascht stellte er fest, dass sein Ruf als »Philosoph vom Dienst« ihm vorausgeeilt war. Da er, anders als viele seiner Berufsgenossen, weder ein Trinkproblem hatte noch Drogen spannend fand und auch keine spektakulären Neurosen zu bieten hatte – eine leicht neurotische Mutter zählte in seinen Augen nicht –, hatten sich die Kollegen eben auf seinen Spleen mit den Sinnsprüchen gestürzt. Dabei fand er einfach nur, dass sich manche Situationen im Leben am besten kurz und prägnant auf den Punkt bringen ließen.

»Ich habe den Frankfurter Polizeichef keineswegs als Freund des überschwänglichen Lobes kennengelernt. Aber er hat sich positiv über Ihre Arbeit geäußert und war gar nicht erfreut, dass Sie dort weg wollten.« Sie machte eine kurze Pause. »Warum wollten Sie denn wechseln?«

Berlotti rieb die Handflächen aneinander. »Wie so oft im Leben gibt es dafür mehr als nur einen Grund.«

»Und die mögen Sie wohl sämtlich für sich behalten?«

»Norddeutschland ist meine Heimat.«

»Das ist mir wohlbekannt. Geboren und aufgewachsen in Agrigento, Sizilien. Im Alter von acht Jahren mit einer Schwester und den Eltern nach Rübke ins Alte Land gezogen. Nach dem Abitur auf die Polizeihochschule Frankfurt am Main und dort mit Bestnoten abgeschlossen.« Dabei hatte sie kein einziges Mal in ihre Unterlagen gesehen. Sie fixierte ihn weiter mit unergründlicher Miene. »Seitdem deutliche Affinität zu Fällen im Drogen- und Rotlichtmilieu. Beschaffungskriminalität, Bandenkriminalität, später dann im Morddezernat mit Morden an Prostituierten, Zuhältern, Dealern und Drogenkurieren befasst. Ihre Aufklärungsquote ist beachtlich.«

Berlotti nickte. »Schreiben Sie das meiner Ungerechtigkeits-

Allergie zu. Überführung und Verhaftung eines Verdächtigen sind mein Antihistaminikum«, entgegnete er und schob ein Augenzwinkern hinterher, das er sofort bereute. Seine Vorgesetzte sollte nicht denken, er flirte mit ihr.

Die Polizeipräsidentin sah ihm direkt in die Augen, so als würde sie dort nach den wahren Gründen für seine Anwesenheit in ihrem Büro fahnden. Er war überzeugt, dass sie vom finanziell bedingten Beförderungsstopp der hessischen Landesregierung wusste, die ihrem neuen Hauptkommissar seine seit vier Jahren fällige Beförderung verwehrt.

Anstatt etwas zu entgegnen, schob sie ihm seinen Dienstausweis über den Tisch, den Berlotti kurz betrachtete und in seine Sakkoinnentasche steckte. Er bedachte seine Vorgesetzte mit einem »War das schon alles?«-Blick.

Beil verstand. »Dienstwaffe und Visitenkarten bekommen Sie«, sie legte eine Pause ein, die auf Berlotti verlegen oder peinlich berührt wirkte, »sobald die Abteilung wieder besetzt ist. Wir haben da einen magenvirusbedingten Engpass.«

»Aha«, war alles, was Berlotti dazu einfiel. Zwar hatte er nicht vor, seine Dienstwaffe gleich in den ersten Tagen an neuer Wirkungsstätte abzufeuern. Aber so ganz ohne? Eine komplette Abteilung unbesetzt? Berlotti wunderte sich über die Zustände, die hier zu herrschen schienen.

Elvira Beil stand auf und kam um den Tisch herum auf ihn zu. Sie war deutlich kleiner, als Berlotti sie eingeschätzt hatte. Aber ihrer Aura konnte das nichts anhaben. Und paradoxerweise vermittelte sogar ihr vergleichsweise legeres Outfit aus Stoffhose und milchkaffeefarbenem Kaschmirpulli den Eindruck von Autorität.

»Es freut mich, dass Sie für uns arbeiten, Herr Berlotti. Seien Sie herzlich willkommen bei der Hamburger Polizei.« Sie deutete ein Lächeln an. Als Berlotti ihr seine Hand reichte, die Elvira Beil sofort energisch drückte, fügte sie hinzu: »Und gutes Gelingen, denn das werden Sie benötigen.« Beim letzten Satz hatte Elvira Beil wieder ihre undurchdringliche Miene aufgesetzt.

»Der Pessimist sieht in jeder Aufgabe ein Problem. Der Optimist sieht in jedem Problem eine Aufgabe. Und: danke!«
Berlotti verabschiedete sich von seiner neuen Vorgesetzten und schloss hinter sich die Tür.

Kurz darauf stand der frisch ernannte Kriminalhauptkommissar in seinem Büro. Obwohl die Sonne schien, hatte er den Deckenfluter einschalten müssen. Andere Lampen gab es nicht in dem kleinen Zimmer, und er bereitete sich gedanklich schon einmal auf düstere Wintertage vor. Berlotti versuchte, sich angesichts der gegenwärtig noch kargen Einrichtung selbst Mut zuzusprechen. Anders als in seiner Wohnung, die er erst gestern bezogen hatte, standen hier wenigstens keine Umzugskartons im Weg. Am meisten überraschte ihn, dass das Zimmer so klein war. Der Schreibtisch aus dunkelgrauer Spanplatte nahm schon die Hälfte des Raumes ein.

Er hängte sein Cordsakko über die Lehne des Drehstuhls und setzte sich. Von der sechsten Etage war die Aussicht schon weit weniger beeindruckend. Zumal der Winkel, aus dem er über die Stadt blickte, nicht gerade ihre Sahneseiten präsentierte. Er kippte das schmalere der beiden Fenster und setzte sich wieder.

Hier werde ich also meine nächsten Jahre verbringen, dachte er. Ein Führungsposten bei der Polizei – das war sein Ziel gewesen. In Frankfurt hatte er die Aufgaben eines Hauptkommissars vor vier Jahren übernommen, ohne sich als solcher bezeichnen zu dürfen. Ein Telefonat mit seinem Vater Alfio vor vier Monaten hatte dann alles verändert. Auch wenn Berlotti sich wahrhaft Angenehmeres vorstellen konnte, als zurück in den Einflussbereich seiner Mutter zu ziehen, wollte er seinen Vater unter keinen Umständen mit der Pflege Carmelas allein lassen. Daraufhin hatte sich Berlotti erkundigt, ob es offene Stellen in der Hansestadt gab. Und tatsächlich war nicht irgendein Posten zu besetzen gewesen, sondern der des Hauptkommissars, auf

den er so lange hingearbeitet hatte. Jetzt würde sich zeigen, ob er die Position auch offiziell ausfüllen konnte.

Auf seinem Schreibtisch lag die Liste mit den Einzelverbindungen nachweisen von Scherffs Mobiltelefon und Festnetzanschluss. Mobil telefonierte er zum letzten Mal vor zwei Tagen, vom Festnetz aus zuletzt am Vortag gegen einundzwanzig Uhr mit dem Anrufbeantworter in Frau Radies' Büro. Doch Scherff hatte heute Morgen um kurz nach sechs noch eine SMS versandt. Berlotti wählte die Nummer des Empfängers, der sofort abnahm. Der Kommissar stellte sich vor und bat um ein Treffen.

»Darf ich erfahren, warum die Polizei mich sprechen möchte?«

»Das will ich Ihnen ungern am Telefon sagen. Wann können Sie aufs Revier kommen?«

Während er wartete, schaltete Berlotti seinen Computer ein und suchte nach Informationen über Wolfgang Scherff. Der Mann hatte nicht nur die Hamburger Journalistenschule geleitet, er schrieb auch regelmäßig für den Politikteil des Tagesanzeigers, Hamburgs größter Tageszeitung. Berlotti überflog einige der Texte, die im Internet verfügbar waren. In letzter Zeit war der Journalist intensiv mit der bevorstehenden Bürgerschaftswahl befasst gewesen, die am übernächsten Wochenende stattfinden sollte. Scherff hatte überparteilich in alle Richtungen ausgeteilt. Hatte er sich damit Feinde gemacht? Feinde, die imstande waren, ihm dafür den Schädel einzuschlagen?

Als er den Namen seines nächsten Gesprächspartners in die Suchmaschine eingab und sich durch die ersten Treffer klickte, ahnte Berlotti, dass ihm alles andere als ein netter Plausch bevorstand.

Im grell erleuchteten Vernehmungsraum surrten die Neonröhren. Der Mann, der an dem grauen Tisch saß, trug ein schwarzes Polohemd unter einer abgewetzten braunen Lederjacke, eine Sonnenbrille auf dem Kopf über die dunklen Rollenlöckchen geschoben, und sah ihn missmutig an.

»Können Sie mir verraten, warum Sie mich zwanzig Minuten warten lassen? Noch dazu in einem Verhörraum, wie einen Schwerverbrecher?« Die kargen Wände warfen Timo Kowalskys genervten Ton wie ein Echo zurück.

Berlotti setzte sich, die Hände im Schoß gefaltet, wie immer bei Vernehmungen – oder als solche getarnten Gesprächen. Automatisch konzentrierte er sich auf Handbewegungen, Blicke und Mundwinkel des Mannes auf der anderen Seite des Tisches. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass Worten ebenso zu misstrauen war wie Gesten. Jeder Zweite, dem er in Zimmern wie diesem gegenüber saß, hatte versucht, ihn mit meist mittelmäßigen Lügengeschichten übers Ohr zu hauen.

»Lassen Sie sich hiervon nicht irritieren.« Berlotti deutete unbestimmt in den Raum. »Mein Büro ist nur so klein, dass keine zwei Personen gleichzeitig hineinpassen.«

Kowalskys Lippen verzogen sich zu einem schrägen Grinsen, das den Blick auf gebleichte Zahnreihen freigab. Offenbar fand er den Gedanken belustigend, dass ein Hauptkommissar in einer Legebatte eingepfercht wurde. Berlotti konnte es ihm nicht verdenken, obwohl er die Bemerkung über die Größe seines Büros bewusst so gewählt hatte. Manchmal war es besser, unterschätzt zu werden.

»Ich habe gerade erfahren, dass Sie eine Nachrichtenseite betreiben. Leider hatte ich noch nicht die Gelegenheit, mich damit näher zu befassen«, sagte Berlotti. »Laufen die Geschäfte denn gut?«

Kowalskys mutmaßlich von der Frühsommersonne leicht verbranntes Gesicht färbte sich einen Ton dunkler. »Faktenreport ist die Top-Newsseite der Stadt und hat mit den meisten Traffic in Deutschland. Leben Sie hinter dem Mond, Mann?«

Berlottis Taktik ging auf. Egomane Menschen brachte man zum Reden, indem man sie nach ihrem Lieblingsthema befragte: sich selbst.

»Ich biete den Menschen«, fuhr Kowalsky fort, »eine Alternative zu dem weichgespülten Gewäsch, das die angeblich so unabhängigen Medien verbreiten.«